

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 24

Artikel: Das Lachen der Angelina [Schluss]

Autor: Augsburger, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

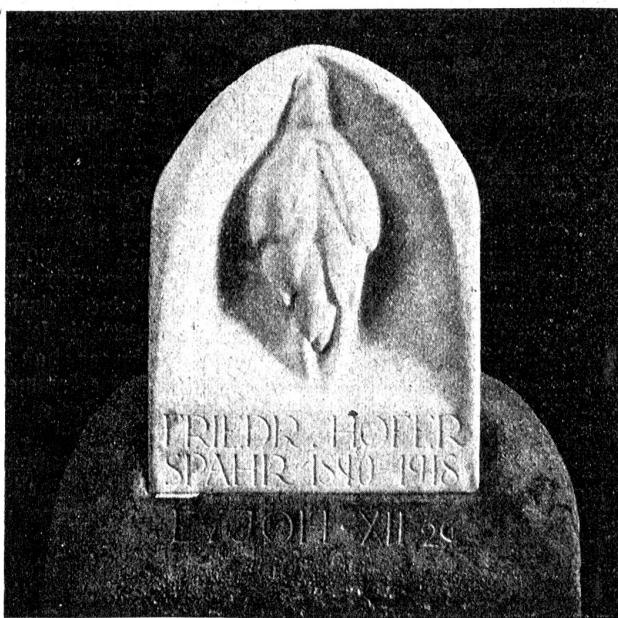
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stein. Sind diese Kelche etwa nicht verschlossen, als bärigen sie etwas unendlich Liebes, das ihnen anvertraut worden, bis zum Tage, wo daraus wieder Leben bricht? Treiben diese Knospen nicht unhaltbar ins Licht empor, unbekümmert



Paul Bay, Beatenberg: pflanzenstudie in Gips.

um einstiges Welken, um alle Tode der Welt? Stehen sie nicht zuversichtlich aufrecht, verheißend, daß Tod nur bedeutet: Vorbereitung, Sammlung für neues Leben? Davon reden diese Steine alle. — Das einmal ist's eine Rose, die ruhevoll des Aufgehens wartet. Dann ein hängendes Nehrenkorn, aus dessen Hülsen die Samen fallen werden. („Wenn das Samenkorn in die Erde fällt und stirbt, so treibt es vielerlei Frucht; stirbt es aber nicht, so bleibt es allein.“) Weiterhin steht der Entwurf eines Doppelgrabes für Mutter und Kind: Das Kind flieht heim an seiner



Paul Bay, Beatenberg: Grabstein: Weizenkorn in weissem Marmor.

Mutter Brust; die Mutter umfängt es und sinkt mit ihm zurück in der größern Mutter Erde Schoß, dem sie beide entsprossen sind. Zuletzt ein Grab für Oberdiesbacher-Sol-

daten, die an der Grippe starben. Ein Sockel, auf seiner Vorderseite ein Schwert, oben ein Helm, alles ganz einfach. Doch des Sockels Linien sind geschwellt wie ein Mantel, worunter Lebendiges sich regt; das Schwert ist wie ein Kreuz



Paul Bay, Beatenberg: pflanzenstudie in Gips.

und als ob Soldatenhände es fest umschlossen; wo sonst der Knauf ist, bricht eine Knospe aus dem Griff: des Todes Werkzeug ist vom Leben überwunden, dem warmen Leben dient zuletzt doch alles. Solch frohe Zuversicht redet aus diesem Stein, einem Grabmal, wie es die Oberdiesbacher den Ihren nicht schöner errichten könnten.

Trotz allen Versuchen, unsere Grabmalkunst zu heben, zu einer persönlichen Sache eines Jeden zu machen, liegt es auf unsrern Friedhöfen doch noch sehr im Argen. Übernommene Motive von billiger Symbolik behaupten noch das Feld; trostlos, glaubenslos sind die meisten. Wenn aber eine Erneuerung kommen soll, kann sie nur von jenen kommen, die Leben und Sterben im Innersten erlebt haben und die Kraft besitzen, von diesem Erlebnis zu zeugen. Es ist zu wünschen, daß die Werbekraft dieser Steine hier in recht Bielen wirken möchte.

Drei kleine Stücke fesseln uns noch, ehe wir die Skizzen im Treppenhaus betrachten: Ein Kerzenhalter in Bronze, ein Zweig in gelbem Wachs, wo durch die wunderbar geschwungenen Ranten das Licht durchschimmert, und ein bronzzener Eschenzweig auf grauem Steinfuß. Von ihm wird die Trennung schwer. Gedrungen schiebt er auf, in gesammelter Kraft, von einem Ebenmaß und einer herben Schönheit, die immer neu das Auge entzündet. Wir staunen: Gibt es so Schönes in Busch und Baum unserer Gärten? Sind wir so blind? Glücklich der, der hier das Schauen lernt, daß er fünftig als Sehender an die Schönheiten der Natur ringsum herantritt!

M. Niehans.

Das Lachen der Angelina.

Eine Tessiner Ferienstudie von Werner Augsburger.
(Schluß.)

„Ja dieses Lachen, Herr, hat noch eine ganz besondere Bedeutung in meinem Leben, wie die Stimme der Santa Madonna,“ beteuerte mir Giacomo bedeutsam, daß ich gar nicht anders konnte, als mein Interesse für das Wieso zu befunden und ihn zum Erzählen aufzufordern, auf was

er auch nur zu warten schien. Er fuhr sogleich eifrig fort:

„Das war vor ungefähr einem Jahr, als die Geschichte passierte, die ich nie vergessen würde, auch wenn nicht gerade durch sie Angelina dann meine Braut geworden wäre. Aber hören Sie zu und sagen Sie dann selbst, ob so etwas sich wieder vergessen lässt und ob ich nicht recht habe, das silberne Lachen der Angelina sei wie die liebe Stimme der *santa Madonna*.“

Damals allerdings war es noch nichts anderes als das Lachen der Angelina, das mir läutete wie das Glöcklein der Seligkeit selbst, so vergaßt hatte ich mich in das liebe und schöne Mädchen, daß mein Herz heißer entflammt denn ein Feuerteufel von ganzen zwei Pfund Pulver. Bald tanzten wir jeden Abend zusammen in der Navegna und galten als das beste Paar. Wenn sie einmal an einem Abend nicht kam, so schien mir der ganze Tag umsonst gewesen und der nächste ohne Sonne, auch wenn kein Federwölklein am Himmelblau flatterte, bis ich am Abend wieder ihr Lachen hörte. Da schien jeweils die Sonne, die doch eben erst im Westen müde versunken, für mich erst aufzugehen. Was wollen Sie, das war nun einmal so und einfach nicht mehr zu ändern. Und war gut und recht so, denn auch Angelina schien nicht nur darum gern mit mir zu tanzen, weil ich, wie sie die beste Tänzerin war, als der beste Tänzer galt. Alles war gut und die Welt schien mir doppelt schön. Nie vorher hatte ich so viel und so frei gesungen wie ein Fink im Wald.

Bis eines schönen Abends der Fremde in der Navegna auftauchte. Erst sah er uns nur zu beim Tanze. Bald aber bat er Angelina ebenfalls um einen Tanz. Woher und wer und was er war, weiß ich heute noch nicht, hingegen sah ich gleich, daß er das Tanzen auch los hatte und — per bacco — dabei zu plaudern wußte und vertraulich zu flüstern mit der Angelina, daß ich ihn beim Zusehen mehr und mehr hafte, je mehr sie Gefallen an seinem Gehaben zu finden schien. Den ersten Abend konnte ich noch ruhig zusehen. Ebenfalls den zweiten noch, weil sie mir da auch noch ab und zu einen Tanz gönnte. Zudem dachte ich mir doch, daß das Mädchen von selbst wieder zum Verstand kommen würde und einsehen mühte, daß aus dem Liebtum mit dem Fremden doch nichts Rechtes werden konnte. Allein, weit gefehlt. Am dritten Abend tanzte die Angelina überhaupt nur noch mit dem Fremden. Per bacco, da hatte ich genug!

Bevor sie sich im letzten Tanze drehten, verließ ich die Navegna und ruderte ein Stück der Rivapiana entlang, bis dort, wo zwischen der Casa di Ferro und dem Fischerdorf hohe Bäume ihre dichten schwarzen Schatten am Ufer ausbreiten. Dort legte ich an und wartete hinter einem dicken Raftanienstamm am einsamen finstern Weg, bis die beiden daherkamen zusammen, um dafür zu sorgen, daß sie, die Angelina so gut wie der Fremde, mich und ihren Tanz nicht mehr vergaßen. Was ich eigentlich im Sinne hatte, wußte ich selbst erst noch gar nicht recht. Allein wie dann bald schon ihr Lachen durch die dunkle, sternlose Nacht tönte — mir klang es jetzt ganz falsch in den Ohren — da schok es mir siedendheiß vom Herzen in den Kopf, und schon, ohne daß ich es nur recht wußte, stak mein großes Messer offen mit der langen spitzen Klinge wie ein Dolch vor mir im Baumstamm. Jawohl, scior, cristo madonna, ich hätt' sie beide umbringen können in jenem Moment. In solchen Situationen und Augenblicken hören wir hierzulande nur allzuschnell und allzuleicht auf die Stimme des heißen Blutes, die ja immer gleich diejenige des kühlen Verstandes überschreit und überlaut wieder Blut begehrte. Zum Rudud, das hat schon manch Unglück genug gegeben, welches nachher durch nichts, auch durch keine lebenslange Reue mehr wieder gutzumachen ist.

Da, was hör' ich auf einmal die Angelina durch das Stoddunkel ganz deutlich reden. Erst wollte ich fast meinen eigenen Ohren nicht trauen, aber ich konnte doch nicht länger

zweifeln. Fragt sie den Fremden, der neben ihr hergeht, ob er denn auch schon auf dem See gewesen sei. Und wie er verneint, meint sie, dann müsse er es gleich morgen tun, das sei herrlich. Und zwar müsse er sich dann vom *Barcailo Giacomo* rudern lassen, der sei der beste und schönste und liebste auf dem ganzen Lago maggiore. Bei meiner Treu, Herr, das hat sie gesagt, die Angelina, ohne zu ahnen, daß ich es hörte! Ist sie nicht großhartig lieb und gut! Ist sie nicht ein wirklicher Angelo zu der Prinzessin hinzu! Heißt sie etwa nicht mit vollstem Recht Angelina! Und gelacht hat sie dann wieder, aber o cielo, nun klang es mir wieder so ganz anders in den Ohren als eben erst noch. Nun tönte es mir wie richtiges süßes Engellachen, wie die helle liebe Stimme der Madonna selber.

O, wie war ich da auf einmal erstaunt und wußte nun erst recht nicht, was ich mit dem offenen Messer vor mir im Baumstamm anfangen wollte und sollte, war mir doch plötzlich wieder so leicht und froh und wohl ums Herz, daß ich den ganzen Rosenkranz hätte beten können. Oder, scior, war es etwa nicht die Stimme der Madonna, das Lachen der Angelina. Da könnten Sie mir sagen, was Sie wollen, sie war es doch in jener finstern Nacht!

Was dann weiter geschah? Ja du lieber Himmel, das weiß ich selbst kaum mehr recht. Plötzlich muß ich einfach auf dem Wege vor den Beiden gestanden und die Angelina gefragt haben, ob ich sie nicht heimrudern dürfe, da ich ihr noch Wichtiges zu sagen habe. Ob sie erst noch gezögert hat oder nicht, weiß ich meiner Treu nicht mehr, weiß nur, daß ich plötzlich so unendlich glücklich war, wie sie den Fremden freundlich verabschiedete und allein weitergehen ließ. Sie hat offenbar etwas geahnt und das für geratener gehalten, und mich nachher auch gleich gefragt, was ich denn eigentlich im Schild gezeigt habe. Da zog ich sie hinter den Baum, in dessen Stamm noch immer das offene Messer stak, und erzählte ihr alles. Und sie hat ihre schönen Augen erschreckt immer weiter aufgesperrt, erst getan, wie wenn sie weggehen wollte, hat sich aber jäh wieder umgewandt und mir erst einen Klaps mit der weichen Hand auf den Mund gegeben, für das wüste Reden, und gleich hernach einen herzhaften Kuß, für all die Bitternis, die ich offenbar habe schlucken müssen. Hingegen schuld sei ich selber, warum sei ich so kreuzdumm gewesen und habe nicht sogleich erkannt, daß es ihr mit dem Fremden nicht ernst gewesen wäre, auch wenn sie nicht schon vorher gewußt hätte, daß der Giacomo ihr gut sei und sie ihm ebenso. Aber ich könne ja genug mit vornehmen Damen schön tun, wenn ich sie rudere, da habe sie halt auch einmal nicht hinter mir nachstehen wollen.

„Sicuro, scior,“ grad so hat sie geredet. Könnte etwa die Madonna schöner und lieber sprechen. Dafür habe ich ihr dann auch gesagt, daß keine auf der ganzen Welt schöner sein könne und sie doch meine Prinzessin sei. Und Küsse habe ich ihr gegeben, daß sie mit Zähnen gar nicht mehr nachgekommen ist, trotzdem sie mir doch keinen einzigen schuldig bleiben wollte. Seitdem sagt sie immer, sie sei mir noch einen schuldig, und ich will schon dafür sorgen, daß wir mit unserer Rechnung noch lange nicht ins Reine kommen.“

Giacomo lachte sein warmes, glückliches Lachen und staunte in die sinkende Nacht hinaus.

„Non è vero,“ fragte er nach einem Weilchen nochmals, „non è vero, das mit dem silbernen Lachen der Angelina? Haben Sie sie schon lachen gehört, scior? Ja. Ebbene, non è vero?“

Er schwieg wieder, um dann nochmals unvermittelt zu beginnen: „E, scior, è forse pittore? Nicht? Ah, scrittore. Schade, daß Sie nicht Maler sind, sonst müßten Sie mir für die Madonna eine Gedenktafel ihres Wunders malen, wie oben in der Kirche von *Madonna del Sasso* schon so viele sind, auf denen die Madonna die Leute vor dem Ertrinken, Abstürzen und tausenderlei anderem Sterben im allerleichtesten Moment bewahrt. Hat sie etwa in jener Nacht

an mir nicht auch ein großes, ein ganz großes Wunder vollbricht! Was hätten wir jetzt davon, ich, die Angelina und der Fremde, wenn ich dem das Messer bis zum Hest in die Brust gestoßen hätte, anstatt nur in den Baumstamm. War es also etwa nicht die helle Stimme der Madonna, Angelinas Lachen.

Doch halt! Dieses Lachen könnte ja der allergrößte Künstler der Welt gar nicht malen. Ja gewiß auch kein Mensch und nicht einmal ein Engel im Himmel könnte es nachlachen, wie es die Angelina vorlacht. Nein, sicuro, auch kein Engel, da müssen sie im Himmel ganz einfach warten, bis sie selbst einmal ein richtiger Engel wird, und dann noch was für ein lieber und schöner. Hoffentlich aber noch recht lange nicht, denn nun soll sie erst mein Engel auf Erden sein.

Und anders gemalt ließe ich es gar nicht gelten. Oder doch — wenn einer die Angelina selbst als Madonna aufs Bild malen würde. O warum nicht, scior? Sie haben sie ja gesehen. Gäbe sie etwa nicht die wunderschönste und wunderschönste Madonna, zu dem Angelo und der Principessa hinzu!

Non crede, scior?"

Giacomo schwieg und träumte sein goldheiteres und goldlauteres Glück in die stille, sinkende Nacht hinaus. Ich sann den Wunderlichkeiten des Lebens nach. Auf den dunklen Wellen wiegte sich sanft des Mondes Silberschein. Stille. Nur die Ruder plätscherten leise. Mir klang es auf einmal wie das silberne Lachen der Angelina.

Frauenschicksal.

Todmüde blicken deine armen Augen,
Du schlankes Weib, — des welkes Angesicht
Mich röhrt und mahnt: „Sind wir nicht alle Schwestern?
„Heut leide ich; du aber littest gestern!
„Und manche Andre litt und leidet nicht“ —

Ich halte deine feinen, schmalen Hände!
Und schau im Geist der Frauen Schicksalsbild:
Die großen Kreuze, die sie willig schleppen
Empor die tausend Stufen jener Treppen,
Wo jede Stufe der Entzagung gilt;

Wo jede Stufe Station des Leides,
Der Passion, der Selbstverleugnung, ist!
Und alle führen zu dem heiligen Ziele!
Selbst wenn im Leide eine Schweste siele,
So ist ein Gott, der sie auch nie vergibt!

So schreiten langsam alle sie und tragen,
Was denn zu tragen wurde auferlegt —
Die Dornen krönen viele arme Schwestern!
— Die leiden heute! — Andre litten gestern. —
Und: — Selten ist ein Mensch der darnach frägt. —

Anna Stauffacher.

Sozialismus und Gewalt.

Ein Wort an die Arbeiterschaft und ihre Führer.

Von Leonhard Ragaz.*)

„Es ist die Entscheidungsstunde des Sozialismus. Das Tor der Weltherrschaft öffnet sich vor ihm. Nicht mehr das

*) Bei W. Trösch, Olten.

ist die Frage, ob er komme, sondern wie er komme. Ob in einem großen und gütigen oder in einem wilden und engen Geiste, ob im Geiste der Schöpfung oder im Geiste der Vernichtung, ob als Morgenröthe einer neuen Freiheit oder als die Nacht einer neuen Tyrannie, ob als eine dauernde Macht oder bloß als eine phantastische Episode.“

Macht der Sozialismus Bankrott, dann wird „auf den Trümmern der Hoffnungen und Ideale, in einer Welt müder Verzweiflung und dumpfer Not eine furchtbare Reaktion wieder ihr Reich bauen, am wahrscheinlichsten in Gestalt einer Militärdiktatur“.

Bankrott machen kann der Sozialismus, wenn er die falsche Kampfmethode wählt, wenn er seine Verwirklichung mit Hilfe von Mitteln durchsetzen will, die seinem Wesen widersprechen.

Zwei Gruppen von Mächten kommen in der Politik zur Wirkung. Die eine kennt als obersten Leitsatz die Anerkennung der menschlichen Freiheit, die andere bekennt sich zum Recht der Gewalt einzelner über andere. Die erste Gruppe verkörpert sich in den Postulaten der Demokratie und des Sozialismus. Der Gewalt entspringen die Lehren aller Gewaltsysteme: Militarismus, Kapitalismus, Despotie, „Diktatur des Kapitals“, „Diktatur des Proletariats“ usw. Ragaz bekennt sich selbstverständlich zur ersten Gruppe.

Die Bolschewisten von heute meinen die Demokratie als überwundenen Kram wegwerfen zu können. Sehr mit Unrecht. Wohl ist es wahr, und die Extremen haben nicht falsch beobachtet: In einer Welt der wirtschaftlichen Ungleichheit wird die politische Demokratie zur Farce. Damit wird aber nur die wirtschaftliche Ungleichheit und nicht die Idee der Demokratie entwertet.

Tatsächlich beobachten die Bolschewiki im Einzelnen richtig: Es stehen der bessergestellten Klasse größere Mittel zur Beeinflussung der Masse zur Verfügung als den Schlechtergestellten. Ihr gehorchen (immer nach Ragaz) Presse, Schule, Kirche. Ihr gehorcht der ganze Staatsapparat. Es besteht unter dem Bild einer politischen Demokratie die wirkliche und die verhüllte politische Diktatur des Besitzes. Der heutige Parlamentarismus hat sich als Schwindel entlarvt, dazu da, um in einer „Flut von Geschwätz“, „in einem Neb von Schläue“ das zu ersticken und zu erwürgen, „was man eigentlich will“.

So richtig aber die Feststellung der Uebelstände ist, so falsch sind die Schlussfolgerungen des Bolschewismus. Er meint, der verhüllte Diktatur von heute, die er als Unrecht brandmarkt, eine Diktatur der Masse entgegensetzen zu müssen. Es entgeht seinen Bekennern, wie der Sozialismus damit seinen eigenen Prinzipien untreu wird. Im Vordergrund des Denkens scheint allen das Interesse an einer beschleunigten Gesellschaftsreform zu stehen. Dies macht den Bolschewismus zur frohen Botschaft „für dieses Geschlecht, das durch den Weltkrieg und alles, was damit zusammenhängt, einerseits in eine Vernichtungsstimmung gegenüber der ganzen heutigen Welt geraten ist und anderseits in eine ebenso starke Hoffnung auf eine völlige Welterneuerung. Es werden also von dieser Botschaft alle ergriffen, die diese Stimmung in sich tragen, ohne eine andern Weg für die Erfüllung dieser Hoffnung zu kennen. Es werden davon Menschen ergriffen, die die Neigung zum Unbedingten hin in sich tragen. Es fallen ihr Starke zu, weil sie ihrer Kraft ein Tätigkeitsfeld bietet, und fallen ihr Schwache zu, weil sie sich daran berauschen können“.

Allein, trotzdem er alles an sich hat, um Viele zu gewinnen, führt die Methode des Bolschewismus nicht ans Ziel, sondern in die endlose Irre, weitab vom Sozialismus, immer tiefer ins Elend des Imperialismus hinein. Denn es gibt nichts Schlimmeres, als sich vom Gegner auf dessen Boden locken zu lassen oder dessen Kampfweise anzunehmen. Man wird dadurch zum Vorläufer seiner Prinzipien. Der